

Gleitende Wände

Das ökumenische Kirchenzentrum
Maria Magdalena in Freiburg-Rieselfeld
und seine beiden Gemeinden



Stefan Orth¹

Werden Christen in Zukunft in der Mitte der Gesellschaft nur noch dann wahrgenommen, wenn sie stärker zusammenfinden, anstatt sich in konfessionelle Nischen zurückzuziehen? Im damals neuen Freiburger Stadtteil Rieselfeld, so will es zumindest die Gründungslegende, waren Mitte der neunziger Jahre im letzten Jahrhundert im Masterplan zuerst zwei verschiedene Kirchengebäude jeweils am Rande des neuen Quartiers für die geplanten 11.000 Bewohner vorgesehen. Dem damaligen Baubürgermeister der Stadt soll es dann, durchaus gegen Widerstände in den Kirchenleitungen gelungen sein, beide Kirchen zum ökumenischen Miteinander zu bewegen, indem er ihnen ein Grundstück am zentralen Platz überließ: unter der Bedingung, dass sie es gemeinsam bebauen und gemeinsam nutzen. Ein Wettbewerb wurde ausgeschrieben, den die Kölner Architektin Susanne Groß gewonnen hat und damit die Koexistenz der beiden großen christlichen Kirchen in einem ökumenischen Zentrum begründet.

Herausgekommen ist der 2004 von einem Weih- und einem Landesbischof gemeinsam „eingeweihte“ Bau, der durchaus polarisiert. Auf der einen Seite gibt es bemerkenswert abfällige Kommentare. In einem Band mit „Freiburger Stadtspaziergängen“ heißt es auf den Seiten über das Rieselfeld durchaus signifikant: „Plötzlich sticht ein ungewöhnlicher Betonkomplex geradezu ins Auge. Bei dem grauen Koloss handelt es sich weder um einen Gemeinschaftsbunker der Rieselfelder Bewohnerschaft noch um

¹ Stefan Orth, Dr. theol., ist seit 1998 Redakteur der Herder Korrespondenz und seit 2014 stellvertretender Chefredakteur.

ein industrielles Relikt aus den zwanziger Jahren, sondern um die (...) ökumenische Maria-Magdalena-Kirche.“²

Kann eine solche Architektur auch kirchliche Heimat geben? Das ist heute nicht mehr umstritten. Jeder, der in der Kirche einmal Gottesdienst gefeiert hat, stellt nicht nur die erlebte Gemeinschaft in den Vordergrund, sondern kann dem Gebäude, dessen Inneres einladender und heller wirkt, als man von außen ahnt, über kurz oder lang dann doch einiges abgewinnen.

Auf der anderen Seite hört man auch hymnische Stimmen, nicht nur in Architekturzeitschriften. Maria Magdalena sei „ein Solitär aus Sichtbeton. Karg, aber nicht armselig. Eine feste Burg, aber keine bunkerartige, militärische Festung. Ein sakrales Haus mit klugen Lichteffekten, das in die Höhe strebt, aber zugleich geerdet bleibt“, hieß es beispielsweise in den „Zeitzeichen“³. Wobei auch die erste Quelle zugesteht, dass die Kirche „eines der wenigen wirklichen architektonischen Highlights des Rieselfelds“ ist: „Die Innenausstattung ist nüchtern, die hohen nackten Sichtbetonflächen mit dem von oben einfallenden Licht verleihen den sakralen Räumen aber eine umso kraftvollere Wirkung.“

Die Kirche will ganz bewusst gebaute Skulptur sein. Gelobt wird die dekonstruktivistische Formensprache einschließlich der schiefen Wände. Fachleute haben mit Recht darauf hingewiesen, dass der Sichtbeton nicht so gut ausgeführt ist, wie dies heute möglich wäre. Vor allem an einem trüben Tag, erst recht, wenn es regnet, erscheint der Bau dadurch tatsächlich aus manchen Perspektiven trist. Im Inneren hingegen wirkt das Gebäude durch drei breite Glasbänder in der Decke bei jeder Witterung hell und freundlich. Und nachdem das letzte Gebäudeensemble schräg gegenüber fertiggebaut wurde, hat sich auch bestätigt, dass die Kirche mit ihren klaren Konturen inmitten der bunten und zudem einige Meter höheren Häuser, die sie umgeben, nicht mehr so massiv, sondern vor allem als ein gelungener Gegenakzent wirkt.

Gilt das auch für das Leben der beiden Gemeinden? Als die Kirche im Jahr 2004 fertig war, gab es durchaus jene, die das bisherige Leben in Provisorien zu vermissen begannen. Erst hatte man in einem Ladenlokal und dann in den Schulen Gottesdienst gefeiert, katholisch, evangelisch, aber auch schon ökumenisch. Gemeindeleben, so zeigte sich damals eindrucksvoll, geht auch ohne Kirchenbau, lebt im Wesentlichen von Menschen.

² *Arndt Spieth*: Stadtpaziergänge in Freiburg, Karlsruhe 2009, 86.

³ *Zeitzeichen* 10 (2009), H. 1, 42–46, hier: 45.

Dabei muss immer klar sein, dass es sich bis heute um zwei Gemeinden handelt, selbst wenn man sich selbst gerne einfach als „Kirche im Rieselfeld“ bezeichnet: die *Maria-Magdalena-Gemeinde* als evangelische und die katholische, natürlich, *Sankt Maria Magdalena*. Die Maria-Magdalena-Kirche ist deshalb auch nicht einfach ein ökumenisches Gemeindezentrum, sondern eher eine Art Doppelkirche mit einem gemeinsamen Narthex. Wer sie betritt, steht in einem hohen Foyer, in dem sich die Taufstelle befindet, weil dieses Sakrament die beiden Kirchen miteinander verbindet. Links geht es in den etwas größeren katholischen, rechts in den kleineren evangelischen Kirchenraum. Schon diese beiden Räume haben ihre je eigene Atmosphäre. Der evangelische lichter, als wolle er die rationale Durchdringung des Glaubens, die Bedeutung des Wortes symbolisieren, so die etwas klischeehafte Vorstellung der Architektin, der katholische abgedunkelter, eher mit mystischer Aura, deren Eindruck durch einige Nischen noch verstärkt wird.

Die Pointe freilich besteht in den großen, tonnenschweren Betonwänden, die mit Motoren zur Seite gefahren werden können. Feiern die Katholiken Gottesdienst und haben einmal mehr Raumbedarf, schieben sie ihre Wände zum Foyer hin zur Seite und bekommen einen größeren Kirchenraum. Dasselbe gilt auf der anderen Seite. Die andere Konfession kann dann jeweils die Außentüren benutzen. Den schönsten Raumeindruck freilich erhält man, wenn die ökumenischen Gottesdienste gefeiert werden und alle vier Wände zur Seite gleiten. Tatsächlich wird da bei den meisten Gemeindegliedern und Besuchern die Vision geweckt, dass die Wände irgendwann einmal dauerhaft offenbleiben könnten. Die beiden Kirchenräume für sich genommen sind so hoch und eng, dass sie geradezu zur Weite der Ökumene drängen.

Dies ist freilich, von besonderen Anlässen abgesehen, derzeit vor allem viermal im Jahr der Fall. Bei den Krippenfeiern für die Kinder am Heiligen Abend, einem Gottesdienst zum neuen Jahr Mitte Januar mit anschließendem Umtrunk, dem Maria-Magdalena-Fest im Juli und dem Erntedanksonntag Anfang Oktober. Eine Konfession gibt in der Regel die Liturgie für den Wortgottesdienst vor, die andere stellt den Prediger oder die Predigerin. Faktisch sind es manchmal zwei Frauen, die dann den Gottesdienst leiten: die evangelische Pfarrerin und die katholische Pastoralreferentin.

Vieles beim ökumenischen Miteinander wie die Aufteilung der anderen Räume im Kirchenzentrum wie Büros, Gemeindesaal und Jugendräume, sauber nach einem bestimmten Schlüssel der Kostenbeteiligung, musste erst einmal ausgehandelt werden, was hin und wieder auch zu ganz individuellen Lösungen geführt hat: Die Glockenweihe etwa wurde bewusst am späteren Abend des Reformationstags und damit am Vorabend des katholischen Allerheiligens gefeiert.

In den meisten Fällen ist die ökumenische Zusammenarbeit inzwischen allerdings ganz selbstverständlich. Am normalen Sonntag finden der katholische und der evangelische Gottesdienst parallel statt, so dass die Glocken zu beiden gemeinsam einladen. In der Regel ist danach im Foyer Kirchencafé, wo man sich dann wieder begegnet – und auch der gemeinsam betriebene „Kirchenladen“ hat oft geöffnet.

Theologische Reflexion, etwa in einem ökumenischen Arbeits- oder Gesprächskreis mit Mitgliedern aus beiden Gemeinden, steht nicht im Vordergrund. Was man jedoch gemeinsam tun kann, tut man – wie oft gefordert – auch einfach zusammen: in der Jugendarbeit, beim Kinderbibeltag, bei der Gestaltung des Lebendigen Adventskalenders, bei dem Rieselfelder am Abend eines jeden Dezembertags vor Weihnachten für einen Adventsimpuls vor ihr Haus einladen. Der ökumenische Kirchenchor singt an den Hochfesten in einem Gottesdienst – und im nächsten Jahr im anderen; ähnlich hält es der ökumenische Kinderchor. Das Dankfest für alle Ehrenamtlichen findet ausdrücklich als gemeinsame Veranstaltung statt.

Umgekehrt gibt es auch Indizien für die Angleichung der Konfessionen. Der erste evangelische Pfarrer, sonst ganz in Schwarz, hat sich gelegentlich auch einmal ein Messgewand mit Stola ausgeliehen, um etwas farbenprächtiger daher zu kommen. Genauso selbstverständlich wie in allen ökumenischen Gottesdiensten Ministranten dabei sind, wurde schon dazu eingeladen, zu Beginn ein Kreuzzeichen zu machen, eigentlich ja eine katholische Tradition. Auf der anderen Seite freuen sich die Katholiken auf den Posaunenchor im Neujahrsgottesdienst. Und evangelische Familien wiederum bestellen ungeniert die Sternsinger, wenn diese Anfang Januar ausschwärmen. Anfang 2018 wurden zum ersten Mal die Sternsinger, bei denen immer schon nicht-katholische Kinder dabei waren, in einem großen ökumenischen Gottesdienst ausgesendet.

Ökumene der Profile einmal anders. Alles in allem geht es im Rieselfeld ausgehend von dem beeindruckenden Kirchenbau durchaus darum, Ökumene nicht auf den größten gemeinsamen Nenner zu reduzieren, sondern auch die jeweiligen Stärken zur Geltung bringen zu dürfen, ohne dass es dadurch zu Verhärtungen kommt. Angesichts des weitgehend nicht-christlichen Umfeldes wäre alles andere wohl auch fatal.

Die Vor- und Nachteile der Situation im Rieselfeld liegen eng beisammen. Es gibt nur noch Spurenelemente konfessioneller Milieus, für das sich vieles von selbst versteht, umgekehrt gehören überdurchschnittlich viele konfessionsverbindende Paare zur Gemeinde, der Gottesdienst auf der anderen Seite ist durchaus eine Option. Ein katholisches Verbandswesen beispielsweise sucht man im Stadtteil vergeblich. Das gibt auf der anderen Seite auch die Möglichkeit, manches anders zu machen, weil die

Fraktion derer, die am Althergebrachten festhalten wollen, schlicht nicht existiert. Sie ist erst gar nicht ins Rieselfeld gezogen – oder bleibt auf Distanz. Während viele Kirchengemeinden heute immer noch von ehemals etablierten Strukturen profitieren, musste so etwas wie Gemeinde im Rieselfeld gewissermaßen erst erfunden werden.

Dass dies überraschend gut gelungen ist, hat auch mit der Vernetzung in die Zivilgesellschaft des Stadtteils zu tun. Gegenüber dem Marktplatz, an dem das Kirchengebäude liegt, befindet sich das sogenannte Glashaus, gebaut von der Stadt für eine Mediathek, ein Jugendzentrum und andere Räume für die Quartiersarbeit. Es dürfte den meisten Rieselfeldern gar nicht bewusst sein, dass beispielsweise das jährliche Stadtteilstfest Ende Juli mit Tanzvorführungen, Bierzelt und dem Salatbuffet der beiden Kirchengemeinden an deren Patrozinium stattfindet – und diese wiederum im Gegenzug auf ein eigenes Pfarr- oder Gemeindefest verzichten.

Die Vernetzung mit überregionalen kirchlichen Einrichtungen, auf katholischer Seite etwa dem Stadtdekanat oder der Erzdiözese bleibt bis heute eher mühsam. Der Zwang, sich auf eine Seelsorgeeinheit mit Gemeinden in zwei anderen Stadtteilen einzulassen, ist zu einer echten Bewährungsprobe geworden. Auch wenn die beiden anderen Gemeinden jeweils lebendige ökumenische Kontakte zu ihren evangelischen Schwestergemeinden haben, besteht die Gefahr, beim Zusammenwachsen der Seelsorgeeinheit Loyalitätsverletzungen gegenüber dem ökumenischen Partner vor Ort zu begehen. Das Kirchenzentrum ist hier auch Verpflichtung.

Die Pastoral in einem Neubauviertel ist dabei, ob man den Begriff mag oder nicht, katholisch wie evangelisch gewissermaßen zur missionarischen Seelsorge verdammt: nicht im Sinne lautstarker Aufrufe zur Bekehrung, sondern einer einladenden Atmosphäre, aufgrund derer Noch- und Schon-Wieder-Christen gerne dabei sind. Es geht darum, Menschen zum Kommen einzuladen und für die Mitarbeit zu gewinnen. Das gelingt durchaus: In beiden Gemeinden machen nicht wenige mit, die über einen längeren Zeitraum auch auf Distanz zur Kirche waren.

Ein wichtiges Mittel ist dabei jener „Kirchenladen“, rechts neben dem Haupteingang in Richtung Marktplatz gelegen und somit das „niederschwellige Angebot“, das die Theoretiker der City-Pastoral fordern. Man kann hier im zwischenzeitlich eingeschränkten Umfang Bücher und fair gehandelte Waren kaufen, sich über den Kirchenbau informieren und auch seine Bedürfnisse vortragen. Alle Hauptamtlichen in der Pastoral der beiden Gemeinden haben idealerweise je einen Nachmittag die Woche Präsenzdienst, ansonsten gibt es ein großes ehrenamtliches Team. Von Bedeutung sind ferner die Gemeindebriefe, die drei beziehungsweise jetzt

zweimal im Jahr auch an alle Haushalte im Rieselfeld unabhängig von der Religionszugehörigkeit gehen.

Bei diesen Aktivitäten sind selbstredend alle Entwicklungen, die Religionssoziologen und Pastoraltheologen mit Blick auf die heutige Gesellschaft beschreiben, aufgrund der vergleichsweise jungen Bewohner des Stadtteils unmittelbar und damit stärker als in anderen Gemeinden zu spüren. „An die Stelle einer alltagszyklischen Frömmigkeit mit täglicher beziehungsweise wöchentlicher Gottesdienstteilnahme, wie sie verpflichtend wurde und teilweise noch heute als Ideal angesehen wird“, schreibt etwa der Liturgiewissenschaftler Guido Fuchs, sei heute „bei vielen Menschen eine (kirchen)jahreszeitzyklische bzw. lebenszyklische Frömmigkeit getreten. Das heißt, dass nur noch ausgewählte Gottesdienste wie etwa zu Weihnachten, Ostern, Erntedank etc. oder gar nur zu besonderen Anlässen wie Taufe, Trauung, Beerdigung ‚besucht‘ werden.“⁴ An einem hochsommerlichen Sonntag kann die Maria-Magdalena-Kirche hier wie dort auch einmal weniger als halb voll sein, ebenso an Feiertagen, die mit ihrem theologischen Gehalt nicht nur für Kinder wenig anschaulich sind und faktisch kaum noch Plausibilität für die Gläubigen vor Ort haben.

Einen Beichtstuhl oder die Alternative Beichtzimmer hat man auf katholischer Seite in realistischer Einschätzung der Nachfrage erst gar nicht mehr vorgesehen. Angesichts dieser Entwicklungen ist es mit Sicherheit auch ein Vorteil, dass man nicht die üblichen Parameter für die Größe eines Kirchenraums angelegt, sondern im katholischen Kirchenraum etwa lediglich 250 Plätze vorgesehen hat. Im evangelischen sind es gar nur um die 100. Wer wollte nicht lieber in einer leicht überfüllten als in einer halb leeren Kirche Gottesdienst feiern? Dass es nur noch Stehplätze gibt und man auf die Emporen ausweichen muss, kommt freilich regelmäßig vor, nicht nur an den Adventssonntagen oder am Heiligen Abend. Und nicht zuletzt die ökumenischen Gottesdienste sind aufgrund der besonderen jahreszeitlichen Akzente diejenigen, die am meisten Menschen versammeln können.

Die Stadt Freiburg hat damals aufgrund der großen Wohnungsnot das Rieselfeld als neuen Stadtteil entwickelt. Das hat für einige Jahre Entspannung auf dem Wohnungsmarkt bedeutet. Inzwischen plant man, unmittelbar nördlich des Rieselfelds den nächsten Stadtteil mit Namen Dietenbach, für geschätzte 15.000 Bewohner. Es wird interessant sein zu sehen, was die Erfahrungen mit der Ökumene im Rieselfeld dafür austragen werden, wie sich Christen baulich, aber auch darüber hinaus als „Kirche in Dietenbach“ präsentieren werden.

⁴ *Guido Fuchs*: Wochenende und Gottesdienst. Zwischen kirchlicher Tradition und heutigem Zeiterleben, Regensburg 2008, 20 f.